Bunte Kriegs=Chronik aus deutschen Landen

Die tote Stadt in Flandern.

Ein Besuch in Dixmuiden.

Auf den Trümmern der Stadt wurde eine gewaltige Festung erbaut.

Kriegsberichterstatter Herman Kaisch schreibt: Seitdem am 16. Oktober 1914 die Orte Dixmuiden und Ypern, zuerst im Generalstabsbericht auftauchten, sind sie auch nicht mehr daraus verschwunden. Der lange und erbitterte Kampf in Flandern galt der Herstellung einer Festung, die nicht genommen werden könne und in ununterbrochenen Einzelkämpfen ist das Resultat, der Ypernbogen, gewonnen worden. Daß wir damit eine Stellung erreicht haben, wie sie unsere Feinde bei Lens immer wieder anstreben, nämlich den erhöhten Rand einer weiten Ebene, haben wir schon bei der Schilderung von Ypern gesehen. Es ist für den Gegner nur noch durch die Flieger möglich, festzustellen, was bei uns vorgeht, während unsere Beobachtung frei und ungehindert ist. Daß aber unsere Flieger gerade in der letzten Zeit so außerordentlich Erfolge im Luftkampf in dieser Gegend errungen haben, beweist, daß sie mit großem Glück dem Feinde den Einblick in unsere Stellungen unmöglich machen wollen und können. Die logische Folge ist ein ziemlich planloses Streufeuer des Gegners auf das hinter der ersten Stellung liegende Gelände, hier und da auch eine zwecklose wütende Beschießung einer Stadt, wie z. B. Lille. Einen der bemerkenswertesten Punkte des ganzen Bogens bildet Dixmuiden, das am 11. November 1914 erstürmt und zu einer starken Position ausgebaut worden ist. Eine tote Stadt, in der alles städtische Leben erstorben ist, eine Trümmerstätte, die den Stützpunkt einer befestigten Anlage in der vordersten Front bildet. Tagsüber, und zwar wie so ziemlich die ganze Westfront von 10½ Uhr vormittags an liegt die Stadt im schwersten Artilleriefeuer. Man muß deshalb nachts bis in die Nähe zu gelangen suchen, um früh vor Sonnaufgang den Fußmarsch bis zu der Stadt zurücklegen zu können. Der winzige Ort, den wir durchschreiten, hat in der langen Zeit der Belagerung natürlich eine Wandlung durchgemacht. Bei einbrechender Dunkelheit konnten wir auf einen Rundgang allerlei Dinge feststellen, von denen die Siedelung früher wohl nie etwas geahnt hatte: Eine Badeanstalt für Offiziere und Mannschaften, ein kleines Kasino sogar mit einem Billard, eine hübsche Kantine, eine Entlausungsanstalt, überall elektrische Beleuchtung, vielfach Dampfheizung, hergestellt von einer blitzsauber gehaltenen Dampfmaschine, die ursprünglich Landwirtschaft studiert hatte; eine Selterwasserfabrik und eine — Schweinemastanstalt haben sich die Leute eingerichtet. Ja diese letztere — wenige Kilometer von der feindlichen Front entfernt — hat sogar 60 Schweine, die besonders gut geraten waren, der Provinz Ostpreußen hinübergeschickt! Die unglaublich gründliche Feuchtigkeit Flanderns hat auch eine Dörranstalt für Stroh und Heu notwendig gemacht, in der auch Zichorien zu Futterzwecken gedörrt werden; der wirtschaftliche Krieg des gegenüber liegenden Gegners hat die findigen Feldgrauen auch zur Errichtung einer Entfettungsanstalt geführt, wo durch Behandlung der Abfälle und Knochen ein Oel zu Beleuchtungszwecken gewonnen wird. Einige wenige Einwohner, die in dem unwirtlichen Ort zurückgeblieben, erhalten auch ihren Anteil an der Arbeit. Sie bekommen z. B. Schweine „in Pension" und werden für die Gewichtszunahme ihrer Pfleglinge in Gestalt von Lebensmitteln usw. belohnt.

Und nun ging's fort aus dieser Stätte intensiven Arbeitens und Lebens in das tote Dixmuiden zu Fuß. Die Straße ist in vorzüglicher Verfassung, vollständig entwässert, während in dem Gelände rechts und links unzählige Streifen Kanäle, Tümpel, Seen den grauen Himmel bleiern spiegelnd die noch schwarz daliegende Erde unterbrechen. Wir durcheilen das stark zerschossene Nessen, in dem Mannschaften eilig alle begonnene Tätigkeit zu beenden suchen, ehe die ersten Granaten herüber kommen. Aber der heraufkommende Tag bringt noch etwas anderes mit sich, man kann jetzt klar erblicken, was seit der verhängnisvollen Ueberschwemmung im vorigen Jahre, von der so oft in den Berichten des Generalstabes die Rede war, hier gearbeitet worden ist. Eine Festung ist hier errichtet, ein Bollwerk das ganze sumpfige Land geworden. Diese gewaltige Stellung, das ist sicher, läßt den Gedanken an die Möglichkeit eines Durchbruches bei Dixmuiden gar nicht aufkommen.

Und dann die Stadt selbst, die in die Stellung einbezogen ist und dadurch zu sterben verurteilt war. Der Eingang und die ersten Straßen bieten das übliche Bild der zerschossenen, zertrümmerten Häuserreihen. Die gut gebauten Kamine halten am längsten stand, manchmal hängt auch ein Gebäudeteil, wie allen Gesetzen der Schwerkraft trotzend, hoch oben in der Luft an einem Mauerrest, aber einen besonderen Eindruck empfinden wir nicht. Ganz anders beim Betreten des großen Marktplatzes. Das Bild der zerschossenen Kathedrale und das links davon stehende Rathaus war so überwältigend, daß man ganz vergessen konnte, daß das Stehenbleiben oder langsame Ueberschreiten des Platzes verboten ist. Die Gewehrkugeln aus größter Nähe der feindlichen Stellung klatschen rings in die Mauern oder fahren senkrechtschlagend in das Straßenpflaster, eine helle Frühlingssonne tauchte das Bild in glänzendes Licht und wie gefesselt hing der Blick an der Ruine. Merkwürdig, es war kein Grauen, was als erster Eindruck entstand trotz der Verwüstung, es war bereits die Schönheit der Ruine, besser noch des Torso. Hoch ragt das Mauerwerk, von furchtbaren Gewalten sind große Teile fortgerissen, Schutthaufen entstanden, der stehen gebliebene Rest zerfetzt und zertrümmert, durchschlagen von riesengroßen Granatlöchern — und der Sonnenstrahl trifft auf entzückend gemeißeltes gotisches Fensterlein, auf Säulen und Pfeiler, auf Maßwerk und Bögen. Der Lettner des Domes von Dixmuiden von Urban Taillebert ist in den Reisehandbüchern als das einzige bemerkenswerte Bauwerk genannt, und er soll größtenteils aus dem Schutt wieder zusammengelesen und irgendwo anders wieder aufgerichtet worden sein; es wird sich in dem Schutt der Kirche, der bis zu den Kapitälen der Säulen das Kirchenschiff füllt, auch wohl noch manches wertvolle Einzelstück bergen lassen. Aber wenn die Ruine so, wie ich sie sah erhalten bliebe, sie würde lange Zeit das Ziel vieler Tausend von Reisenden bilden, die ebenso unter dem Eindruck stehen würden der unvergänglichen Schönheit, die das Grauen des Krieges überdauert.

Von den überaus eigenartigen Einzelheiten der Stellung in Dixmuiden selbst, darf man nichts schreiben, und nur soviel kann man sagen, daß man über die Kühnheit und schöpferische Findigkeit, mit der hier die Festung gebaut wurde, versucht wäre, hie und da zu lächeln. Es war einmal anders hier. Das zeigen die oberen Kanten der früheren Stellung, die kaum handhoch aus dem Wasser ragen.

Bemerkenswerter Druckerei=Rekord.

Wie die Kriegsanleihestücke hergestellt wurden.

Die ungeheure Leistung der Reichsdruckerei in der Herstellung der Kriegsanleihestücke stellt sich noch viel größer dar, als nach der Stückziffer der Zeichnungen zu berechnen war. So sind für die auf Anleihestücke entfallenden 9985 Millionen Mark der dritten Kriegsanleihe nach den Wünschen der Zeichner erforderlich 68,275 Stück zu 20,000 Mark, 121,154 Stück zu 10,000 Mark, 336,012 Stück zu 5000 Mark, 788,126 Stück zu 2000 Mark, 2,587,119 Stück zu 1000 Mark, 1,760,335 Stück zu 500 Mark, 1,683,252 Stück zu 200 Mark, 1,979,485 Stück zu 100 Mark. Zu diesen 9,353,808 Stück treten noch die Stückziffern der ersten und zweiten Kriegsanleihe hinzu, sodaß insgesamt 20 Millionen Stück hergestellt werden. Im Durchschnitt kommt sonach auf jede erwachsene Person in Deutschland mindestens ein Anleihestück.

Die Finanzgeschichte aller Zeit hat bisher eine gleiche oder ähnliche Tatsache nicht zu verzeichnen. Es läßt sich ohne weiteres ermessen, welche gewaltige Summe von Arbeit, technischer Leistungsfähigkeit und peinlicher Sorgfalt der Druck dieser Anleihestücke notwendig macht. Daß dies alles in verhältnismäßig kurzer Zeit geschaffen werden kann, zeigt die Reichsdruckerei auf der Höhe ihrer Aufgabe und ihrer technischen Vollkommenheit, wobei noch zu berücksichtigen ist, daß während der Kriegszeit auch Druckarbeiten anderer Art für Reich und Staat ausgeführt werden müssen. Eine ganz bedeutende Arbeit hat mit der Kontrolle usw. auch die Reichsschuldenverwaltung zu leisten, da, abgesehen von den Verbuchungen, jedes Anleihestück genau geprüft wird. In der Geschichte des jetzigen Krieges gebührt auch der Reichsdruckerei und Reichsschuldenverwaltung ein Kapitel der Anerkennung ihrer großen Kriegsarbeit.

Eine Kriegsgedächtniskirche.

Wie man aus Graz schreibt, wird zur Erinnerung an den Weltkrieg auf dem Semmering von Freunden dieses schönen Ausflugsgebietes eine Kriegsgedächtniskirche erbaut werden. Als Standort wird der Fuß des herrlich gelegenen Kreuzberges ausersehen. Es hat sich bereits ein Kirchenbauausschuß gebildet.

* * *

Zuchthaus für russische Räuber.

Das Insterburger außerordentl. Kriegsgericht verurteilte einem Privat-Telegramm zufolge drei Mitglieder einer russischen Räuberbande, die während des Russeneinfalls in die ostpreußischen Grenzbezirke mit vorgehaltenem Revolver Geld, Vieh und Getreide erpreßten, zu langjährigen Zuchthausstrafen. Der eine erhielt zwölf Jahre, die beiden anderen je zehn Jahre. Die Täter, von Beruf Arbeiter, legten bei den Raubzügen russische Militärmäntel an und setzten Soldatenmützen auf.

* * *

Ein deutscher Vater.

Zu jenen Familien, die mehrere Söhne im Felde stehen haben, gehört auch der Austragsbauer und frühere langjährige Gemeindediener Joseph Raab in Hinterschmiding. Sechs seiner Söhne stehen seit Kriegsbeginn im Felde und leben alle noch. Vier davon wurden zum Teil wiederholt verwundet. Zwei erfreuen sich Allerhöchster Auszeichnungen. Ein weiterer Sohn ist Wachtmeister bei der K. Gendarmerie-Abteilung von Oberbayern und daher unabkömmlich. Der älteste von seinen acht Söhnen, seinerzeit wegen Reklamation zurückgestellt, ist zur Infanterie 1 ausgehoben. Der 72 Jahre alte Vater Raab, selbst ein Mitkämpfer von 1866 und 1870, ist stets frohen Mutes und man hört ihn immer wieder sagen: „Eins möchte ich noch erleben, daß alle meine Söhne glücklich heimkehren, dann werde ich mit ihnen ein Wiedersehensfest feiern."

Abenteuer eines Fremdenlegionärs.

Von Kamerun nach Kiel.

Aus dem französischen Schützengraben in die deutsche Marine.

Fremdenlegionär Kirsch, von dem vor einigen Monaten berichtet wurde, daß er aus einem französischen Schützengraben in einen deutschen überlief, sich dort als Deutscher legitimierte und in die deutsche Marine eingestellt wurde, in der er sich bereits das Eiserne Kreuz erworben hat, tritt durch die Schilderung seiner Erlebnisse, die Kapitänleutnant z. D. Hans Paasche nach seinen Erzählungen und an der Hand glaubwürdiger Dokumente im neuen Jahrgang der Gartenlaube veröffentlicht, in die Reihe jener Männer, die, wie die Besatzung der „Ayesha", durch ihr tatkräftiges Durchhalten das Schicksal bezwungen und sich trotz atemraubender Abenteuer und Gefahren aus der wildesten Wildnis den Weg nach Deutschland gebahnt haben. In jener kurzen Zeitungsnotiz, die über sein Schicksal berichtete, mag manchen Zeitungsleser der „Fremdenlegionär" stutzig gemacht und ihn veranlaßt haben, Kirsch zu jenen Söhnen Deutschlands zu rechnen, die sich im Vaterland unmöglich gemacht hatten oder, von Abenteuerlust getrieben, Dienst in der Fremdenlegion nahmen. Deren Abenteuer mögen manchmal sehr interessant sein, sind aber immer mit Vorsicht zu genießen, und ihre Glaubwürdigkeit läßt zu wünschen übrig. Kirsch gehört keineswegs zu diesen Abenteurern. Bei Ausbruch des Weltkrieges war Kirsch als deutscher Monteur auf einer Schiffswerft in Kamerun beschäftigt, und der Gedanke, in die Fremdenlegion einzutreten, war ihm niemals gekommen. Er war trotz seiner Jugend ein tüchtiger Fachmann in durchaus gesicherter Stellung, der mit lebhaftem Geist die Wunder der afrikanischen Wildnis genoß, aber sich auch in Kamerun ganz auf deutschem Boden fühlte und weder Veranlassung noch Neigung hatte, diesem deutschen Boden jemals untreu zu werden. Da kam der Krieg, und das deutsche Schiff, auf dem Kirsch beschäftigt war, wurde von einem englischen Kriegsschiff gekapert. Kirsch selbst mit der ganzen weißen Besatzung, die schon vorher eine Neger-Meuterei an Bord erlebt hatte, an der Goldküste interniert. Es gelang Kirsch, in das Innere zu flüchten, in der Hoffnung, dort auf deutsche Schutztruppen zu treffen und sich ihnen anzuschließen. Diese Hoffnung erfüllte sich nicht. Vielmehr wurde er nach wochenlangen Märschen und Entbehrungen von den Franzosen aufgegriffen, denen gegenüber er sich als Schweizer ausgab. Als Legitimation zeigte er einen Brief von einem Schweizer Freund aus Genf vor, der zwar nicht Kirsch, aber Kirch hieß und den er in der Erwartung, daß die Franzosen das fehlende „s" in dem ähnlich klingenden Namen übersehen würden, als seinen Bruder ausgab. In dieser Erwartung hatte er sich nicht getäuscht. Seine Hoffnung aber, als Schweizer freigelassen zu werden, ging nicht in Erfüllung. Vielmehr behandelte der französische Kommandant ihn fortgesetzt mit dem größten Mißtrauen, bis Kirsch endlich seinem Drängen nachgab und sich für die Fremdenlegion anwerben ließ. „Bist du erst, wenn auch als französischer Fremdenlegionär, in Europa, so wird es dir auch gelingen, nach Deutschland zu entkommen", sagte sich Kirsch. Aber sein erster Versuch, nachdem er als Fremdenlegionär in Südfrankreich eingekleidet und flüchtig ausgebildet war, über die Pyrenäen nach Spanien zu entkommen, mißlang. Er wurde kurz vor dem Ueberschreiten der Grenze von französischen Gendarmen aufgegriffen und kam mit einer kurzen Arreststrafe davon, weil er durch Briefe eines baskischen Mädchens, das sich in den stattlichen Fremdenlegionär verliebt hatte, den Militärgerichtshof glauben machte, er habe nur seine Garnison verlassen, um diesem Mädchen in ihrem an der Grenze gelegenen Heimatdorf einen kurzen Besuch abzustatten. Mit einem der nächsten Ersatztransporte wurde er an die Front geschickt und lag nun im französischen Schützengraben gegenüber. Mit einem andern Deutschen aus der Legion, der sein Vertrauen erworben hatte, verabredete er, gemeinschaftlich bei der ersten günstigen Gelegenheit in die deutsche Linie zu flüchten. Sein Kamerad wurde bei diesem Wagnis erschossen, er selbst nur am Arm verwundet, trotzdem seine Uniform von sechzehn Kugeln gestreift wurde. Das Mißtrauen, mit dem er empfangen wurde, schwand, als er seine Geschichte erzählt hatte und die Wahrheit seiner Erzählung an seinen Legitimations-Papieren nachgeprüft war. Die Zugehörigkeit dieses echt deutschen Mannes zur Fremdenlegion war also nur eine Episode seines Lebens, die er sich hatte aufzwingen lassen, weil er keine andere Möglichkeit sah, nach Deutschland zurückzukehren und seine Pflicht dem deutschen Vaterland gegenüber zu erfüllen.

Schlechtes Brot.

Aus Fünfkirchen wird gemeldet: Vor dem hiesigen Gerichte war vorgestern der Bäckermeister Lazar Weiß angeklagt, weil er so schlechtes Brot verkauft hatte, daß mehrere Käufer nach dem Genusse des Brotes schwer erkrankten. Der Angeklagte verteidigte sich damit, er sei wohlhabend, besitze eine halbe Million und das Brot sei nur deshalb so schlecht geworden, weil er keine anderen Produkte zur Broterzeugung erhalten konnte. Er wurde zu einem Jahre Gefängnis und zu tausend Kronen Geldstrafe verurteilt.

Der Kriegsstock beiden Franzosen.

Eine von Engländern übernommene unmilitärische Mode.

Der moderne Krieg, der eine Unzahl neuer Waffen- und Kriegswerkzeuge erstehen ließ, hat gleichzeitig auch die ältesten, scheinbar vergessenen Apparate und Gebrauchsgegenstände zu neuem Leben im Feld erweckt. So ist auch der Stock, der gute, alte friedliche Spazierstock, kriegerisch geworden und ins Feld gelangt, wo er sich bei den Armeen der Vierverbändler einer außerordentlichen Beliebtheit erfreut. Die Stöcke sind, wie in einer zeitgemäßen Plauderei des „Temps" ausgeführt wird, in England und nunmehr auch in Frankreich der Mobilisation auf die Dauer nicht entgangen. Aber im Gegensatz zu einer bisherigen Bestimmung deutete das Erscheinen des Stocks nicht dahin, daß die Armeen unausgesetzt marschierten, er begann im Gegenteil bei den Franzosen erst eine Rolle zu spielen, als der mehr oder weniger unbewegliche Stellungskrieg zu seinen dauernden Rechten kam. Von der Küste im Norden bis zu den Vogesen hielt der Stock seinen Einzug in den französischen Schützengräben. Die Stockmode in der französischen Armee scheint aber weniger auf die Eigenart des Schützengrabenkrieges, als auf eine Nachahmung des englischen Militärs zurückzugehen, das bekanntlich auch im Frieden statt mit Säbel oder Seitengewehr mit Spazier- und Reitstöcken einherstolzierte. Und wenn dieser Zusammenhang im „Temps" in Abrede gestellt wird, so geschieht dies wahrscheinlich aus guten Gründen: um zu verbergen, daß die wenig geübten und wenig soldatischen englischen Luxustruppen einen immer deutlicher werdenden schädlichen Einfluß auf die militärische Disziplin ihrer französischen Kameraden ausüben....

Kriminalität und Krieg.

Abnahme aller Verbrechen durch Dresdener Bericht bewiesen.

Wie sehr sich seit Kriegsausbruch die Kriminalität vermindert hat, ersieht man aus dem Jahresbericht der Dresdener Kriminalpolizei, den ihr Chef Dr. Heindl veröffentlicht hat. Die Betrugsfälle haben danach in Dresden um 40 v. H., die Einbrüche um 70 v. H., die Sittlichkeitsdelikte um 17 v. H. abgenommen. Der Bericht bemerkt dazu: „Es wäre verfehlt, die Abnahme der Kriminalität etwa nur der Abnahme der Zivilbevölkerung zuzuschreiben. Es müssen vielmehr psychische Gründe mitspielen. Der beste Beweis dafür ist die preußische Kriminalstatistik des Jahres 1864, in dem nur sehr wenig preußische Truppen das Land verließen. Damals waren die wirtschaftlichen Verhältnisse Preußens zu Kriegsbeginn nicht günstig, und es bestanden Gründe, die erfahrungsgemäß ein Steigen der Kriminalität verursachen. Trotzdem war eine Abnahme der strafbaren Handlungen zu beobachten, die in keinem Verhältnis zur Abnahme zur Bevölkerung stand."

Die vergessenen Krieger.

Was der Bund für freiwilligen Vaterlandsdienst getan hat.

Für vergessene deutsche Krieger, d. h. für solche tapfere Kämpfer an allen Fronten, die keine Angehörigen daheimgelassen haben oder deren Angehörige für ihre Lieben da draußen nichts zu tun vermögen, hat der bekannte „Bund für freiwilligen Vaterlandsdienst" zu Berlin W. 9 im abgelaufenen alten Jahre eine sehr ausgedehnte Tätigkeit entfaltet. Ueber 90,000 solcher Vergessenen der deutschen Kriegsmacht zu Wasser und zu Lande wurden durch die Hilfsbereitschaft deutscher Brüder und Schwestern der Vergessenheit entrissen; man beeilte sich, ihnen anstelle der fehlenden eigenen Familie eine warmherzige Stätte der dauernden Liebesfürsorge zu bereiten. Wieviel echter Dank aus den erfreuten Herzen der überraschten Empfänger strömte, beweisen deren zahllose Zuschriften an die Wohltäter. Die Zahl der diesem Bund bekanntwerdenden Vergessenen wächst aber täglich um ein erhebliches. Heute sind schon weitere 30,000 Adressen unterzubringen! Der Bund erbittet dazu herzlichst die treue Mithilfe von Stadt und Land.

Teuerung vor 110 Jahren.

Lebensmittelpreise aus der Zeit der großen Franzosenkriege.

Im Besitze eines Zwickauer Bürgers fand sich eine Denkmünze aus dem Jahre 1805, auf welcher eine ganze Anzahl von Lebensmittelpreisen verzeichnet ist. Die aus einer Zinnlegierung hergestellte und mit einem Oer versehene Münze zeigt, soweit erkennbar, folgende Inschrift: Anno 1805 Theuerung zu Reichenberg in Böhmen. Weizen den Strich 56 fl., Korn detto 52, Gerste 36, Hafer 19, Hirse 50, Erbsen 52. Auf der zweiten Seite: Linsen 49, Schwa... (unleserlich) 60, Pflaumen 20, Erdäpfel 12, Holz die Klafter, härtes fl. 7,25, weiches 5,15, Bier.... (unleserlich) 12, 1 Dukaten fl 6,20, 1 Thaler 2,00. Die Münze mißt 53 Millimeter im Durchmesser.

Das jüdische Theater der Kriegsgefangenen.

In Niederzwehren.

Der Landesrabbiner Dr. Doctor in Kassel berichtet darüber.

Vor den Toren Kassels auf dem Keilsberge, von dem man einen herrlichen Blick auf Wilhelmshöhe hat, dehnt sich das riesige Gefangenenlager aus, eine ganze Stadt mit allen Einrichtungen und einer musterhaften Organisation. Zu der Lesehalle ist nun auch das Theater hinzugekommen, auf dem abwechselnd Franzosen und Russen und nun auch die russischen Juden spielen.

Ein großes, heizbares, elektrisch beleuchtetes Zelt ist in drei Teile geteilt, der westliche ist für den mohammedanischen, der mittlere für den jüdischen Gottesdienst bestimmt und besitzt alle rituellen Einrichtungen; der östliche Teil ist das Theater. Es hat eine kleine Bühne mit den notwendigsten Requisiten, einem etwas vertieften Orchesterraum und bietet Platz für mehrere hundert Zuschauer.

Die jüdischen Vorstellungen, die am Samstag Abend stattfinden, gewähren ein merkwürdiges Bild: Auf den ersten Reihen sitzen deutsche Offiziere, davor das Orchester, meist Franzosen, und oben stehen Jargon sprechende und singende Juden. Sie geben zunächst einen Akt aus der Oper „Barkochba" und dann den Anfang der Oper „Die Zerstörung Jerusalems". Kunstvoll geschriebene Programme und Inhaltsangaben erleichtern das Verständnis. Die Hauptrollen spielt ein Opernregisseur, der alle Texte und Noten aus dem Gedächtnis niedergeschrieben und Solo, Chor und Orchester eingeübt hat. — Musikalisch sind sie alle, die da oben mit Begeisterung, Talent und mehr oder minder schönen Stimmen singen: der König Zedekias mit Krone und Purpurmantel, der Prophet Jeremias, würdig und hoheitsvoll in weißem Talar, und der Held Gedalja in Kriegsausrüstung. Zwölf Mann bilden den Chor, der meist unbeweglich die Vorgänge auf der Bühne begleitet. — Die Musik vereinigt in sich slawische und synagogale Elemente; alles fließt in ununterbrochenem Moll dahin, ist — trotz des Rezitando — straff rhythmisiert und nur hin und wieder harmonisiert. Das häufige Unisono von Chor und Orchester und das rasche, rhythmische Moll haben etwas Erregendes an sich. Die kurzen Harmonisierungen empfindet das Ohr wie eine Wohltat; die Intonation ist auffallend sauber, trotzdem die Tonfolge nicht leicht zu treffen ist, der Rhythmus ist haarscharf. Das Orchester setzt sich aus fünf ersten, fünf zweiten Geigen, einer Oboe, zwei Flöten, zwei Klarinetten und einem Baß zusammen und wird von dem französischen „Dirigeur" fest und sicher zusammengehalten. Der Tonklang, der sich aus dieser eigenartigen Zusammenstellung ergibt, paßt durchaus zu dem Charakter des Ganzen. — Die „jiddische" Aussprache wird durch die Musik und die lebhafte Mimik viel verständlicher, und die zahlreichen Zuhörer folgen den Vorgängen mit atemloser Spannung. Als der Prophet Jeremias hebräisch die Worte aus den Klageliedern singt „Gefallen ist die Krone von unserem Haupte", da stehlen sich Tränen in die Augen der Zuhörer, die mit denen da oben leben.

Nach dem Tragischen folgt das Groteske. „A Schmeck Tabak" verheißt der Theaterzettel. Vier polnische Juden, alle gleich gekleidet, in Kaftan, rotem Halstuch, langem Bart und mit zerbeulten Zylindern tanzen ein Ballett. Es drückt die Freude über den Genuß einer Prise Tabak aus. Die würdevollen Armbewegungen gehen allmählich in immer raschere und lebhaftere Körperbewegungen über, die schließlich ein seltsames Konglomerat von slawischen und chassidischen Tänzen ergeben. — Es ist ein ungeheuerlich-groteskes Bild, eine Verschmelzung geradezu unmöglicher Gegensätze und doch ein Stück urwüchsigsten Volkslebens.

Den Schluß bildet ein harmloses Theaterstückchen „Der ahnenstolze Herz" (Herzeln Mejuches), mit den einfachen Konflikten, wie sie jedes Volksstück aufweist. Die typischen Figuren: der Talmudstudent, der Heiratsvermittler, der reiche Vorsteher, der arme Fuhrmann, die brave Tochter — sie alle werden trefflich charakterisiert und sind merkwürdig geschickt ausgesucht. Jüdische Volkslieder und ein Hochzeitstanz mit seiner steifen Würde beleben die Szene. Das Ganze ist ein Ausschnitt aus einer abgeschlossenen, fast unbekannten Welt mit ihrem unendlichen Leid und ihrer so geringen Freude. Die Freude ist gedämpft, durchgeistigt und fast lediglich religiös verankert. Sie hat ihre Stätte in der Familie und im Lehrhaus und kennt keine Ausarten. — So entsteht vor den Gefangenen ihre ureigenste Heimat, sie leben für ein paar Augenblicke wieder in ihr, sie sind glücklich — sie waren ja daheim.

Die Zuhörer strömen ins Lager, in die Wirklichkeit, sie sind den Deutschen dankbar. Bei ihnen dürfen sie — Menschen sein.

Protest des Thronfolgers.

Die Haushaltung der österreichischen Thronfolgers protestierte gegen die Beschlagnahme der Villa d'Este durch die Stadt Tivoli, weil die geplante Verwendung als Lazarett durch die damit verbundene Desinfektion die Dekorationen und Gemälde schädigen würde. Da die Regierung bisher die Beschlagnahme nicht bestätigte, so sieht vorläufig die Stadtverwaltung von der Besetzung ab.

Zu Ehren Mackensens.

Der 66-Jährige fühlt sich zur Jugend hingezogen.

Der Magistrat in Bitterfeld hat beschlossen, dem dortigen Real-Gymnasium den Namen „Mackensen-Schule" zu geben. Der Generalfeldmarschall antwortete mit folgendem Handschreiben: „Ich erteile hierzu um so freudiger meine dankbare Zustimmung, als ich mich stets, auch noch als 66jähriger Mann, zur Jugend hingezogen fühle, gehört doch auch die Tätigkeit der Berufssoldaten, der Lehrer in der großen Volksschul-Armee, mit zum Schulwesen. Ich wünsche den Lehrern der Mackensen-Schule alle Zeit Freude an der hingebenden Arbeit für die Zukunft des Vaterlandes, deren Träger ihre Schüler sind, und den letzteren die rechtzeitige Erkenntnis, daß auch der begabteste Jüngling ohne Fleiß und Selbstzucht als Mann nicht wahrhaft Tüchtiges leisten kann. Gott befohlen!"

Eine Feldzeitung in Serbien.

Deutsche Setzer setzen das ungarische Blatt mit französischen Lettern in einer serbischen Druckerei.

Seit Monaten geben die in Serbien operierenden Truppen eine Feldzeitung („Tábori ujság") heraus; sie wird unter unter Mitwirkung des Oberleutnants Regimentsadjutanten Bela Wertheimer (des Bruders des ungarischen Dichters Mathias Ver) vom Leutnant Simon Gonda und vom Fähnrich Dr. Martin Feher redigiert. Die Redakteure gehören dem Feherschen Regiment an, jenem, welches — wie bekannt — zuerst mit der bulgarischen Armee Fühlung genommen hat.

Die erste Nummer — sie wurde in einer serbischen Druckerei mit französischen Lettern von einem deutschen Buchdrucker gesetzt — ist sehr reichhaltig und sprudelt von Humor. Das Blatt erscheint „wenn wir eben Zeit haben"; Redaktion und Administration befinden sich „wo wir eben sind"; „Geld haben wir genug und so nehmen wir keine Pränumerationsgelder an."

Leider können, wie das „N. P. J." bemerkt, die besten Beiträge in deutscher Sprache nicht reproduziert werden (das Blatt erscheint in ungarischer Sprache), da sie voll gelungener Wortspiele sind, die sich nicht übersetzen lassen. Aus den „Kleinen Anzeigen" sei die folgende hervorgehoben: „Eine glänzend eingerichtete zierzimmerige herrschaftliche Wohnung ist für sechzehn Pferde sofort zu vergeben. Stallgasse No. 4."

Der französische Name muß bleiben.

Warum das „Hotel du roi" in Löwenberg nicht verdeutscht wird.

In Löwenberg i. Schl. trägt ein Schanklokal noch immer den Namen „Hotel du roi". Der Besitzer des Gasthauses ließ vor einiger Zeit unter dem Druck der Verhältnisse das alte Schild abnehmen und ein neues mit einer deutschen Inschrift anbringen. Das rief aber in der Stadt einen lokalpatriotischen Sturm hervor, und das alte Schild mit der Aufschrift „Hotel du roi" mußte wieder angebracht werden. Zur Erklärung dafür wird folgendes mitgeteilt: Friedrich der Große hatte bei seinen Durchreisen zweimal im Gasthof „zum Schwarzen Raben" in Löwenberg übernachtet, war aber von der Dürftigkeit der gesamten Gasthofsverhältnisse im „Raben" so aufgebracht, daß er einem Bürger den Auftrag gab, am Markt zwei alte Häuser zu kaufen, abzubrechen und an deren Stelle einen den Verhältnissen entsprechenden Gasthof zu bauen. Das Geld hierzu lieh er ihm und bei seiner nächsten Ankunft bestimmte der König, daß der fertige Bau die Bezeichnung „Hotel du roi" erhalte. Dieser Name soll nun aus Pietät für den großen König auch fernerhin bestehen bleiben.

Der vierjährige Held.

Wie Buberl im Granatfeuer der Italiener über die Tolmeiner Brücke ging.

Unlängst brachte der Laibacher „Slovenec" folgenden Feldpostbrief von der Front an der Soca: „Ein Bosniake erzählte mir Folgendes: Als die Italiener wieder einmal die Tolmeiner Brücke bombardierten, kam ein kleiner vierjähriger Knabe seelenruhig dahergeloppt. In der Rechten trug er eine Flasche Milch, die Linke preßte ein Tüchlein zusammen, aus dem Aepfel hervorguckten. Die Granaten fielen auf beide Seiten der Brücke und alle Soldaten waren in ihre Deckungen gekrochen. Ich war ziemlich in Sicherheit und habe mit Angst beobachtet, was mit dem Kinde geschehen wird.

Ich rief ihm zu, so laut ich konnte: „Buberl, wirf die Milch weg und lauf zu mir!"

Aber er antwortete mir mit unerschütterlicher Ruhe: „Ja, das darf ich nicht. Mama würde mich prügeln!"

Und schon verschwand er mir im schwarzen Rauch aus den Augen... Aber zwei Stunden nachher habe ich ihn heil und gesund in Tolmein gesehen. Am liebsten hätte ich ihn abgeküßt, den Knirps."

Die russische Zuckerlieferung.

Vierzig Waggons ab.

Und am Bestimmungsort trafen wieviel ein?

Ueber „Russisches allzu Russisches" weiß ein Mitarbeiter des Stockholmer „Aftonbladet" folgende sehr erfreuliche Geschichte zu erzählen:

„In einer russischen Stadt, nun sagen wir Worowsk, herrscht Zuckermangel. Bekanntlich ist Zucker den Russen an Herz und Magen gewachsen; für ein Pfund des süßen Stoffes gibt er fast seine Seligkeit her. Der Gemeinderat wird zusammengerufen und nach längerer Beratung wird der Vertrauenswürdigste der Gesellschaft nach dem Süden ausgesandt, um wie weiland Jakobs Söhne in Aegypten nicht gerade Getreide, sondern Zucker zu kaufen. Nach einiger Zeit rollen dann auch vierzig Eisenbahnwagen vollgefüllt mit Zucker, vom Süden gen Norden, treu begleitet von dem Mitglied des Gemeinderats und von dem Handelsausschuß, den man dem Gemeindevater zur größeren Sicherheit mitgegeben hatte. Der Güterzug hält auf einem größeren Bahnhof. Der Herr Vertreter der Gemeinde geht in das Bahnhofsrestaurant, um Tee zu trinken. Kurz darauf tritt ein Mann ein, der mit eiligem Schritt auf den würdigen Gemeindevater zuschreitet und ihn freudig begrüßt. Es entwickelt sich folgendes Gespräch:

„Hast Du Zucker?"

„Ja, vierzig Wagen."

„Vierzig Wagen? Aber warum soviel? Dreißig würden doch auch reichen."

„Wir gebrauchen viel. Vierzig Wagen reichen noch nicht einmal aus."

„Wenn vierzig nicht ausreichen, kommt es auch nicht darauf an, ob Du vierzig oder dreißig mitbringst. Wieviel hast Du bezahlt?"

„Sieben Rubel für das Pud." (Ein Pud ist 16,38 kg.)

„Nimm acht Rubel und verkaufe mir zehn Wagen. Dann hast Du einen Rubel auf das Pud gewonnen. 10,000 Rubel bekommst Du nicht jeden Tag. Bist Du einverstanden?"

Der Gemeindevorsteher meint zögernd:

„Natürlich sind 10,000 Rubel eine ganz nette Summe. Aber ich habe bereits depeschiert, daß ich mit vierzig Wagen komme."

„Aber Du kannst Dir doch leicht etwas ausdenken. Ausreden kann man immer finden, Oder glaubt man Dir nicht?"

„Natürlich glaubt man mir. Eine Ausrede ließe sich immerhin finden."

„Also einverstanden, nicht?"

Eine Stunde später rollt der Zug weiter nach der guten Stadt Worowsk. Diesesmal aber nur mit dreißig Wagen Zucker. Auf dem folgenden Bahnhof kamen zwei junge Leute auf den würdigen Gemeindevertreter zugeschritten. Wie aus einem Munde erschallt die Frage:

„Hast Du Zucker? Dreißig Wagen?"

„Ja."

„Das ist auf jeden Fall zu viel für eine Stadt wie Worowsk. Verkaufe uns zehn Wagen."

„Das kann ich nicht. Laß mich in Ruhe."

„Wir lassen Dich gerne in Ruhe. Aber erst mußt Du uns die zehn Wagen verkaufen. Hast Du sieben Rubel für das Pud bezahlt?"

„Nein .... acht."

Die jungen Leute wechseln einen Blick miteinander.

„So, so, acht, acht also? Wir geben Dir acht und einen halben für das Pud. Dann hast Du 15,000 Rubel im Handumdrehen verdient. Das ist nicht zu verachten."

„Gut, sonst laßt ihr mich ja doch nicht in Ruhe."

Nach einigen Stunden rollt der Zug mit zwanzig Wagen Zucker weiter gen Worowsk. Auf dem dritten und vierten Bahnhof läßt man den Gemeindevater in Ruh. Das wundert ihn und schmerzt ihn. Auf dem sechsten Bahnhof läuft er aus eigenem Antrieb auf jemand zu, der wie ein Kaufmann aussieht und spricht die inhaltsvollen Worte:

„Ich habe Zucker."

„Wieviel?" fragt der Kaufmann ernst.

„Zwanzig Wagen. Neun Rubel für das Pud."

„Dann hast Du zuviel bezahlt. Für acht und einen halben Rubel würde ich vielleicht fünf Wagen gekauft haben."

Der Gemeindepapa ist erstaunt, meint aber dann nach kurzem Besinnen:

„Nun gut, ich gehe darauf ein. Dein Aeußeres ist mir so sympathisch, daß ich gerne ein Opfer bringen will."

Fünfzehn Wagen Zucker rollen friedlich weiter nach der bange harrenden Stadt Worowsk. Aber als der Zug schließlich von der freudig bewegten Worowsker Bevölkerung begrüßt werden konnte, siehe da, da waren nur noch fünf Wagen Zucker übrig."

Oedland-Kultur.

Im Kreise Bersenbrück werden umfangreiche Oedlandskultivierungen vorgenommen; die Heeresverwaltung hat 5000 Kriegsgefangene zur Verfügung gestellt. Bis jetzt ist etwa ein Fünftel der gesamten Oedlandfläche des Kreises im Umfang von 5142 Hektar in Angriff genommen worden. Die Kosten für die Urbarmachung werden auf rund 2,781,000 Mark veranschlagt, wozu allerdings Staat und Provinz reichliche Beihilfen geleistet haben. Ungefähr ein Zehntel der in Angriff genommenen Flächen konnte schon im verflossenen Jahre bestellt werden.